Marieluise Fleißer

Eine Zierde für den Verein

Roman vom Rauchen, Sporteln, Lieben und Verkaufen

Mit einem ZEIT-Nachwort
von Ursula März

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Lizenzausgabe des Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg,
für die »ZEIT-Bibliothek der Goldenen Zwanziger« 2018

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1972
Alle Rechte vorbehalten durch Suhrkamp Verlag Berlin

ZEIT-Nachwort:
© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg 2018

Umschlaggestaltung und Illustrationen: Robert Nippoldt
Satz und Repro: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-946456-60-5

Dies ist der vierte Tag, seitdem Gustl Gillich, Tabakwarengillich, seinen eigenen Laden am Bitteren Stein aufgemacht hat.

Vergangen sind die drei bangen Tage, in denen keiner, der nicht wirklich mußte, über seine jungfräuliche Schwelle trat. Gustl Gillich steht hinter dem Ladentisch in seinem Sonntagsanzug mit weichen Knien.

Hat er sich überschätzt? Ist die Lage nicht gut? Hat er sich beim Vertrag hereinlegen lassen?

Fünfzehn Schritte von ihm entfernt tobt der Verkehr. Das kann doch nicht wie abgeschnitten sein.

Sie kennen sein Gesicht, jawohl. Sie kennen ihn als den langjährigen Fachmann in der Tabakwarenbranche. Es ist nicht der erste Laden, den er aufgezogen hat in der Stadt. Er hatte schon einmal Glück in der Donaustraße, eine Goldgrube schien es zu werden. Den Laden dort nahmen ihm seine Eltern ab, als der Laden lief, und er mußte es dulden als der Sohn, der das Geld von ihnen hatte. Er würde den Laden doch einmal bekommen.

Aber jetzt war er zum Mann erwacht und wollte nicht mehr darauf warten, bis sie gestorben waren.

Und sie waren keine Unmenschen, sie drückten ihm einen Schwung Geld und die Ware in die Hand, damit er sich ein zweites Mal selbständig machte.

Man darf nicht verlangen, daß die Leute nach drei Tagen einen neuen Laden mit Gewalt auskaufen wollen. Aber sie sollen ihn auch nicht schneiden. Vielleicht ist gar keine böse Absicht dabei. Was läßt sich von der entmilitarisierten Stadt mit nur neunundzwanzigtausend Einwohnern und zehn Prozent Arbeitslosen anders erwarten?

Dann sind es die Arbeitslosen, die Gustl Gillichs, des Schwimmphänomens, Knie so weich machen?

Nicht nur diese. Die Menschen sind ja Steine.

Gustls Knie sind hinter dem Ladentisch versteckt. Sichtbar ist nur die obere Gegend des Sonntagsanzugs und auf dem kleinen eisernen Kopf sein rechtschaffenes Lächeln. Gustl lächelt rechtschaffen von sieben Uhr morgens bis sieben Uhr abends und steht dabei auf ein und demselben Fleck vor atemloser Erwartung. Er ist übertrieben bereit zum Empfang.

Sind die Menschen denn wahnsinnig, daß sie nicht hereindrängen, um sich anlächeln zu lassen? Für jeden einzeln würde er sich ja zerreißen. Besitzen sie die Schamlosigkeit, überhaupt nicht einzutreten, nicht einmal mit dem Fuß?

Dann wird ihnen zur Strafe entgehn, wie Schwimmgustl in seinem Käfig steht wie angenagelt, sich gar nicht mehr hinsetzt aus einer neuen Frömmigkeit für den Handel und Wandel.

Diese Ehrerbietung vor dem abwesenden, ja vor dem imaginären Kunden ist die letzte Errungenschaft von Gustl und dazu gemacht, um Steine zu erweichen. Mag denn sein Eifer hinausstrahlen ins All, in dem nichts verlorengeht.

Oder ist es notwendig, daß er den menschenleeren Laden schon um sieben Uhr in der Früh für den säumigen Kunden bereithält?

Alles ist notwendig. Die Menschen sind Knechte auf Erden.

Vielleicht geht ein einziger vorbei und entdeckt, daß man hier früher fleißig ist als in den anderen Geschäften, und das Herz lacht ihm im Leib, er nimmt seine Zigaretten gleich hier mit. Kleinigkeiten können den Fremdling zum süchtigen Kunden erziehn.

Also strahlt Gustl seinen Willen hinaus, die magischen Wellen, fortgesetzt gibt er Kraft weg. Aber bis jetzt ist diese Kraft noch nicht wie ein Bumerang in seine Hand zurückgekehrt, sie ließ sich nicht wieder fangen. Was soll nun diese Verstocktheit heißen?

Ja, was hat man von all den blinden Ausstrahlungen? Spott und Niedertracht, die bis in die leibeigene Familie dringen. Man stößt ihn ja ab wie ein unnützes Glied.

»Seit drei Tagen bist du selbständig, mein Sohn«, sagt die Mutter herb, »bist du schon Millionär geworden?«

Durchaus nicht Millionär, es lag kein Anlaß vor zu diesem Verdacht.

»Aber einen Laden mußt du haben«, spottet die Mutter, »der so vornehm und so abgeschlossen ist wie eine Apotheke. In deinen Laden sieht man von außen überhaupt nicht hinein. Das wollen die Menschen nicht. Sie wollen einen anderen arbeiten sehn, wenn sie draußen vorbeigehn.«

So spitzfindig mag nun Gustl wieder nicht sein.

Ist denn seine Auslage für gar niemand mit edlem Holz verkleidet und mit Glas, das nicht spiegelt?

Das Holz, wird behauptet, und das nicht spiegelnde Glas machen im Laden unnötig finster.

Nun, dafür brennt man Licht. Soll ein Kunde auf die Idee kommen, daß der Ladenbesitzer am Licht sparen muß? Welcher Unsinn!

Sind die Wände für gar niemand mit dem Schwedenstoff bespannt in den abgestuften und lichten Farben? Das sollte doch alles dem Kunden dienen. Man möchte meinen, das muß den gediegenen Herrn und die gediegene Dame hereinziehn, bitte sehr, auf diesem Blau können eure Augen ruhn.

Die verruchte Doppeltür ist schuld daran.

In einen Laden muß man unmittelbar von der Straße hineinfallen, wie ist es hier? Man tritt durch die offene Haustür, man muß geradezu mit einer Winkeldrehung im Hausgang stehn, um mit suchender Hand die geschlossene Ladentür zu erreichen. Es ist nur ein Schritt, zugemutet wird er dem Kunden.

Die Menschen lernen das nicht auf einmal. Sie sind faul wie das Laster, wenn sie sich nicht beobachtet glauben.

Man hätte die verdammte Tür beim Vertrag viel stärker zur Sprache bringen, hätte darauf allein fünfzig Mark von der Miete abhandeln müssen.

Aber jetzt bewegt sich die Tür, sie gibt einen Spiegel.

Den dienstbaren Geist auf den Füßen des Windes sollen seine Anhänger in ihm erkennen!

»Guten Tag, was darfs sein, bitte?«

Es ist kein Anhänger. Der Friseur von nebenan will einen Fünfzigmarkschein wechseln.

»Oh, bitte! Hier werden soviel Fünfzigmarkscheine gewechselt, als da gebracht werden!«

Schwimmgustl zieht seine Kasse auf, die alte noch aus dem vorigen Laden. Er läßt sie absichtlich offen, daß man die Scheine und das Kleingeld nur so herausquellen sieht. Dem Friseur bleibt das Wort im Halse stecken.

Die Scheine sind geliehenes Gut von seiner Mutter. Geld in der Kasse zieht fremdes Geld herbei. Diesen Rat gab sie ihm in wissender Treue. Sie meint es gut mit dem Sohn, wenn sie auch streng ist.

Der Friseur ist wohlwollend gegen den jungen Mann, der in seiner Reichweite Geschäfte gründet. Der junge Mann wird genötigt sein, sich zweimal in der Woche bei ihm rasieren zu lassen.

»Das alles haben Sie heute schon eingenommen?«

Gustl ist wie der Allwissende in seiner Voraussicht, er denkt an seine Neider.

»Alles nicht«, sagt er bescheiden. »Ich muß auch Geld zum Wechseln haben.«

Er legt den Fünfzigmarkschein auf der Kasse sichtbar beiseite, bevor er dem Friseur auf dem blanken Teller das Silber hinzählt. Ihm kann nicht passieren, daß der Kunde im Gespräch den Schein an sich zieht samt dem Silber. Es gibt Personen, die das grundsätzlich versuchen.

Gustl hat keinen im Verdacht, er kann bloß keinen ausnehmen von der Vorsicht. Es gibt Kniffe, die ein für allemal überlegt sein müssen.

Der Friseur kauft keine Zigaretten. Er hat eine alte Quelle, die jetzt scharf auf ihn aufpaßt und die er nicht vor den Kopf stoßen will.

Gustl ist wieder allein, er wird richtiggehend schwach von der Schmach. Dann tappen kleine Hände an die Glasscheiben, davon gibt es häßliche Flecken. Einer von den Gassenbuben, welche die Elastizität des Neuen ausnützen und ihn um Greilingbildchen und leere Zigarrenkisten tyrannisieren.

Gustl weiß über die Bande aus dem letzten Laden Bescheid. Er muß den Abweisenden spielen, wenn sie nicht wie die Ameisen bei ihm ein und aus wimmeln wollen.

Das ist nicht die Sorte Kinder, der man die bunten Bildchen verehrt, weil sie an der Hand des Erwachsenen wandelt. Das ist die taube Sorte, die ihren Tauschhandel unerkannt und folgenlos unter sich ausmacht. Jede Nachgiebigkeit gegen sie würde eine ewig verschwendete Handreichung bleiben.

Gustl ist kein solcher Tor. Er scheucht das Gewürm von der Straße ja nicht mit harten Worten weg, von Scheuchen ist keine Rede.

»Hier gibt es nichts zu verschenken«, sagt er frisch, »hier wird nur verkauft.« Zwischen seinen Augen erscheint eine drohende

Falte, aber seine Worte drohen nicht, sie sind bloß ein für allemal klar.

Der Junge bleibt stehn, als hätte er Wurzeln geschlagen.

»Wenn du was für deinen Vater einkaufst«, sagt Gustl noch frischer, »kannst du jederzeit wiederkommen, es gibt Zigarren, Zigaretten.«

Es ist unglaublich, was man bei den Kindern für einen festen Blick braucht. Aber Gustl ist nicht so geschaffen, daß er sich nicht als Erwachsener und bekanntes Schwimmphänomen vor den Halbwüchsigen bewährt.

Der Junge nimmt ihn langsam ernst und verschwindet.

Jetzt ist eine unglaubliche Bewegtheit in den Laden gekommen. Schon nach wenig Minuten drängt sich ein junger Mann ohne Hut über die Schwelle, sie wird schon schmutzig, ein öffentlicher Ort.

Gustl erbleicht nicht. Er schluckt den Widerwillen hinunter über den familiären Ton, der jetzt von ihm verlangt wird.

Er sagt: »Guten Tag, Minze.«

»Draußen hat einer hingespuckt«, sagt Minze sofort, Minze, der vom Leben das Häßliche sieht.

Muß da nicht Gustl vor seinen Augen mit dem Lappen wandeln, um die Schaufensterscheibe makellos zu erhalten?

Minze ist der Sohn von Gustls Hausherrn. Sein Prestige erfordert, daß er drei Gelbe Sorte kauft. Eine zündet er sogleich an. Dafür brennt nun im vornehmen Anzünder den ganzen Tag die kleine blaue Flamme.

»Es wird zu kalt jetzt am Abend«, rückt Minze heraus. »Die Haustür muß geschlossen bleiben, damit die Wasserleitung hinten nicht einfriert.«

Gustl sträubt sich das Haar auf dem Kopf.

»Du meinst die Hoftür. Aber die Hoftür ist schon geschlossen.«

»Eben«, sagt Minze. »Und wenn die Haustür auch noch geschlossen wird, dann wird es im Gang nicht so kalt. Das ist ein großer Vorteil für das Haus.«

Da verliert Gustl denn doch seine Geschäftsgründermiene.

»Soll ich noch zusperren«, sagt er, »damit meine Kunden ganz ausgesperrt sind? Was? Zumachen? Nimmst du zweihundertunddreißig Mark für den kleinen verwinkelten Laden in der nicht

einmal so günstigen Lage, wenn du eine abgesperrte Wohnung daraus machen willst? Du siehst doch, daß keine Seele sich auf dieser Straßenseite ergeht. Alle treten sich am jenseitigen Trottoir die Füße ab, und du unterstehst dich, das eine Lage zu nennen, wo wir wissen, daß die Menschen Gewohnheitstiere sind, trotzdem drei der stärksten Lampen in meinem Fenster erstrahlen. Was? Zumachen? Gleich ganz aushängen werde ich deine verrückte Tür!«

Minze war ein Schulkamerad, durchaus nicht sein liebster, darum muß Gustl keine Umstände machen. Er darf ihm Sätze mit einem Rufezeichen an den Kopf werfen.

Aber Minze ist auch der Sohn seines Haus- und Ladenvaters. Darum kann er ihn nicht laut einen Auswurf der Menschheit nennen.

Es ist keine Kleinigkeit für den Ladenmieter, den richtigen Ton zu treffen.

Minze von der Gegenseite schweigt.

Er hat nichts Erhebendes an sich, wie er seine Gelbe Sorte raucht. Er läßt auch nicht in sich hineinsehn. Weiß Gott, vielleicht hat er wegen der Tür nicht einmal die Ermächtigung von seinem Vater. Vielleicht muß er bloß hier im Vorbeigehn seine Berufung zum blutsaugenden unter den Tieren erfüllen.

Vielleicht hat er insgeheim doch die Ermächtigung, darf es aber nicht durchblicken lassen.

Minze ist unergründlich.

Von allen in der Klasse war er mir am unangenehmsten, denkt Gustl. Ausgerechnet der muß mein Hausherr werden.

»Im Vertrag steht nichts davon, daß die Haustür offenbleiben muß«, sagt Minze. »Das hast du vergessen, hineinzusetzen.«

Gustl wird es schwarz vor den Augen, er kann sich nicht ausdrücken.

Gustl sagt: »Sei du kein Idiot.«

Er will sich im Ton nicht vergreifen.

»Wenn die Haustür geschlossen wird, ist dein sogenannter Laden kein Laden mehr. Dann darfst du nur Wohnungsmiete verlangen, und ich werde sie einklagen.«

Worauf Minze geheimnisvoll wird und verschwindet.

Er macht die Haustür nicht zu hinter sich, er hat noch soviel Verstand, um das zu unterlassen.

Die erste Häßlichkeit und Gewalt zwischen den Vertragspartnern ist abgeprallt an Gustl.

Es ist keine Kleinigkeit für Minze, er geht dahin und krankt an der Leere.

Mit den früheren Mietern hat seine Familie prozessiert. Sie hat sich daran gewöhnt, den Geist der Unbotmäßigkeit und Widerspenstigkeit in dem kleinen Laden zu suchen. Sie hat es noch nicht erfaßt, daß auf die Periode der Verfeindung und der Schikanen eine Periode der Nachsicht folgen muß oder sie gerät in Verruf.

War es nicht fast leichter zu tragen, als man noch nach Laune verbieten und sich gehen lassen konnte?

Dafür zahlt der junge Gillich hundert Mark mehr wie der letzte, so was bändigt die Feindschaft und geht ins Gemüt. Ein Herr mit Mappe fällt beim jungen Gillich hinein, er begehrt eine Zigarre von Loeser und Wolff. Er muß fremd sein, Gustl kennt ihn nicht vom Sehn.

Die fremden Blicke wandern von der Wandbespannung zum gußeisernen Köpfchen des beliebten Schwimmers. Er denkt, die Bespannung ist nicht in diesem Kopf gewachsen.

»Die Zigarre ist ja feucht«, sagt er plötzlich. »Die Zigarre war nicht fachmännisch gelagert.«

Gustl möchte in den Erdboden versinken.

Er weiß besser als der fremde Herr, daß eine Sendung Zigarren angezogen hat, als sie bei der großen Übersiedlung vorübergehend im Hausgang der Eltern stand. In dem Gang zieht es wie in einem Kamin.

»Stellt mir die Zigarren bloß nicht auf den Gang«, hat er gesagt, »ich bin gleich wieder zurück.« Er kann sich auch nicht zerreißen.

Ach, er hatte seine Augen nicht dort, das Ergebnis lag hier.

Die Kisten stehen im Weg herum, die Mutter wünscht dem Sohn alles Gute für seinen Aufstieg, nur einengen läßt sie sich nicht.

»Hinaus mit den Zigarren«, kommandiert die Mutter. »Die stehen mir da draußen gut.«

Gustl hätte am liebsten geheult, als er zurückkam, so unnötig erschwert man ihm sein Leben.

Jetzt heizt er im Hinterraum, um die Zigarren in Form zu bringen. Er muß direkt froh sein, wenn solang keiner kommt, der was vom Rauchen versteht.

Gustl hat keine Ladenuhr, er darf nicht über die Zeit offen lassen, seine Neider sehen ihm auf die Finger.

Er fegt auf der Straße, wo das Friseurbecken klappert, bis zur nächsten Uhr. Fünf Minuten nach sieben. Beinahe verpaßt. Er muß sich doch noch vom Uhrmacher drüben eine genehmigen und ihn zur Kundschaft auf ewig verpflichten.

Gustl schließt seinen Laden. Er lehnt die Haustüre an und löscht die Beleuchtung seiner Auslage bis auf die mittlere Lampe. Mehr kann er nicht dafür tun. Er muß sich noch privat in seinem Laden aufhalten und auf jemand warten.

Zwei Landespolizisten stecken den Kopf herein. »Hier ist noch Licht«, sagt der eine.

»Ich werde wohl nicht im finstern abrechnen müssen«, pariert ihm Gustl.

Nun kann er der Landespolizei gleich erklären, wie das aussieht, wenn sein Laden geschlossen ist. Die Landespolizei kann darin keinen hermetischen Verschluß erblicken.

»Die Haustür muß zugesperrt sein«, sagt sie.

»Wo steht das aufgeschrieben, daß Häuser um sieben Uhr zugesperrt sein müssen? Habt ihr vielleicht einen bei mir getroffen, der kauft?«

Nein, das haben sie nicht.

Die Landespolizei ist umgänglich gegen Gustl, sie kennt ihn vom Schwimmen. Aber auf ihr lastet die Verantwortung und der Dienst.

Darf Gustl sagen: »Rauchen wir alle zusammen eine Zigarette?« Das darf er nicht, wenn sie im Dienst sind.

»Mach keine Dummheiten, dann müssen wir dich nicht fassen«, sagen sie ihm.

Gustl legt sich das so aus, daß er es nicht auffällig machen darf.

»Der Rih will wissen, ob du heut am Plan bist«, rufen sie im Weggehn.

Der Plan ist das Sportgelände seines Vereins.

Am Plan? Es ist Freitag, doch Gustl steht der Magen nicht nach einem Training.

Er weiß eine, die schuld ist daran, daß er nicht mehr regelmäßig auf den Plan geht. Sie heißt Frieda Geier und hat einen Mantel wie diesen, auf den seine Augen fallen.

»Onkel Grausam!« sagt Frieda bloß und bleibt in einiger Entfernung von ihm stehn, die Hände in ihrem unmenschlich langen Herrenmantel vergraben.

»Laß doch die Tür nach dem Hinterraum nicht so halboffen stehn. Die Kisten dahinten sehn ja schauerlich aus.«

Onkel Grausam oder Gustl schließt hocherfreut die Tür und verkündet: »Ich bekomme für die Kisten noch eine Stellage.«

Aber »Onkel Grausam« heißt: der Teufel soll mich holen, wenn ich ohne dich sein kann.

»Laß dich ansehn«, sagt Frieda. »Dein Haar sieht wieder aus, als hätten die Mäuse es abgebissen.«

Der beliebte Krauler glänzt über das ganze Gesicht, als hätte sie ihn gestreichelt.

»Die Farben werden mir doch nicht nachlassen«, sagt Gustl und macht Konversation über seine Wand, weil ja Frieda sie ausgesucht hat.

»Es ist Indanthren«, sagt Frieda großartig.

Dann wird es ein Schweigen.

Frieda will nicht länger hier drinnen stehn. Das sieht ja aus, als ob sie sich ein Rendezvous in seinem Laden geben.

»Geben wir uns denn kein Rendezvous?« fragt Gustl schlicht.

Treu ist der Gustl, das muß man sagen!

»Aber doch nicht in deinem Laden. Ich begreife nicht, daß du nicht den Unterschied siehst.«

Gustl seufzt und lernt den Unterschied sehn. Er beschließt, auf den Wall zu gehn. Er birgt das Geld an seiner Brust in einer strammen ledernen Katze. Bevor er absperrt, schaltet er in seiner Auslage für die Nachtgänger die große Beleuchtung ein.

Sie gehn durch eine patrizische Wohnstraße mit zackigen Giebeln, die hinter dem ehemaligen Kaufhaus Ponschab geschäftlich tot ist.

Die altroten Türme der Oberen Stadtpfarrkirche zur Schönen Unserer Lieben Frau stehn wie abgebunden unter metallischen Zwiebelhauben.

Die Kirche wurde von Ludwig dem Gebarteten, als ihn sein Sohn noch nicht gefangenhielt, zur Buße für seine Sünden erbaut. Die junge Schwester hatte er stützen sollen am französischen Hof, wo sie mit dem wahnsinnigen König verheiratet war. Sie tanzte auf Feuer am Hof, sie schlief nur noch in Angst, gegen sie war der Adel verschworen. Dem Bruder gab sie Schätze mit, daß er sie über die Grenze in Sicherheit brachte, ein Goldenes Rössel darunter. Einmal in Bayern gab der stolze Bruder die Schätze nicht wieder her.

Die Böse Isabeau, selbst der Bruder hatte sie ganz schön ausgesogen.

Etwas stimmte nicht mit der Familie, sie handelte unterZwängen.

Die Türme waren noch einmal so hoch geplant, als man sie kappte, weil der Gebartete in seinem Gefängnis inzwischen gestorben war. Seitdem mußte die Kirche, die in den Himmel hinaufreißen sollte, als riesige Henne über den Schützlingen am Boden kauern.

Geheimnis und Amerika liegen dicht nebeneinander.

Links gegenüber ist der Würfel der Alten Post so giftig gelb angestrichen, daß der tägliche Himmel darüber bleiern aussieht. So muß es in Amerika sein, hat sich Frieda schon als Kind eingebildet.

Hinter dem Kreuztor bleiben sie auf der Straße, die kerzengerade zum Friedhof führt, stehn. Die kriegsgefangenen Franzosen haben sie einmal begradigt.

»Links schwenkt ab nach dem Wall«, kommandiert Gustl verhalten.

Der schwarze Stadtwall mit seinen Bänken liegt nicht so schlafend da, wie man von unten annehmen möchte.

»Besetzt«, spricht Gustl, wenn er von der nächsten Bank das Zigarettenpünktchen glimmen sieht.

Frieda und Gustl schlagen den Kragen hoch. Es gibt weibliche Wesen, die auch im Liebesspiel den Dingen der Welt genügend offen bleiben, um die späten Spaziergänger vom Sehn zu erkennen.

Spät heißt hier soviel, daß schon das Gebetläuten vorbei ist.

»Drüben wird es einsamer«, hofft Gustl und überschreitet auf der einzigen Holzbrücke den mit dunklem Wasser gefüllten Festungsgraben.

In der Mitte besagt eine Tafel, daß die Brücke dann und dann errichtet wurde von den Pionieren aus Küstrin, das ist noch gar nicht so lange her.

Gustl hat bei der Tafel seine eigenen Gedanken, er stößt Frieda an.

Drüben weiß er neben dem Wasser einen vom Hauptweg abgezweigten kurzen Laubenweg mit ein paar Bänken.

Gustl hat Glück, die erste Bank wird soeben frei. Er kann Frieda veranlassen, sich doch ein wenig zu setzen.

Frieda verändert den Kragen wieder. Sie hat einen abwesenden Blick, als ob sie nach innen horchte. Das Gezweig der Büsche, durch das die Sterne in Scherben stechen, stürzt über ihre Köpfe weg nach dem Wasser hinunter wie eine umgestülpte Wiege.

Tiefer im Rücken haben sie den Windgesang der hohen Bäume.

Seitlich schwingt die Wiese abschüssig hinab, auf der im Frühjahr erste Krokusse blühn und dann will bis zum Herbst der nach Farben gestufte Blumenwechsel nicht abreißen. Der Stadtgärtner gibt sich viel Mühe mit der freien Wiese.

Von Zeit zu Zeit hört man unten einen Fall ins Wasser und zorniges Plätschern.

»Das sind die Ratten«, sagt Gustl.

Seine Finger sind kurz und derb und riechen nach Tabak, sie nehmen was Leichtes an, als er ihre Hand faßt. Seine Miene verklärt sich zusehends, er wirft sogar die halb angerauchte Zigarette weg. Gleich wird er anfangen zu schweben.

Frieda sieht nicht danach aus, als ob sie schwebte. Was ist heute mit Frieda los?

Wenn sie sitzt, steht ihr Mantel in einem Spalt auf, die Kälte zieht ihr an die Beine. Frieda steht noch einmal auf und wickelt sich den langen Mantel eng um die Waden, sie darf sich nicht bewegen.

Soll das nun das Liebesleben von Gustl im Februar sein?

»Du mußt mich verstehen«, sagt Frieda.

Gustl versteht alles an ihr. Es ist keine Kleinigkeit, um die Jahreszeit stundenlang im Freien zu sitzen, bloß um seine werte Gesellschaft zu teilen.

Gustl ist abgehärtet, bei ihm ist das anders. Im März wird er das Eis aufhacken, der Irre, damit er im Winterwasser eine Schau geben

DIE ZEIT

Die Frau in der Manege

Wie Marieluise Fleißer Männerblicke auf große und kleine Tiere wirft

von Ursula März

Ein Mann und ein Mädchen gehen nachts im Dunkeln spazieren. Straßeneck um Straßeneck nähern sie sich der Situation, in der es eindeutig und richtig körperlich werden könnte. Die gegenseitige Belauerung wächst im Kopf des Mädchens zur Bedrohung. Und in dem Maß, wie ihre Fantasie um die Männergestalt die Silhouette eines haushoch überlegenen Übeltäters spannt, schnurrt sie selbst auf das Furchtformat eines ausgelieferten Kindes zusammen. Der Mann brauchte sie bloß zu schubsen, vom Trottoir weg ins ganz Finstere zu stoßen, und schon wäre das Gewaltverbrechen da. Die Spannung verschiebt, die Angriffsgefahr verlagert sich, als ein drittes Wesen auftaucht. Ein Hund, groß und wild wirkend, kommt daher. Reflexhaft will das Mädchen flüchten. Aber der Mann hält es zurück und postiert es als Publikum der Szene, die nun folgt. Der Hund läuft um den Mann herum, der Mann lässt ihn Kreis um Kreis herankommen, bis er ihn ganz nah bei sich hat, magisch in die Bravheit gezwungen, und zu guter Letzt wie ein Baby auf den Arm nimmt. In ein paar Zeilen beschrieb Marieluise Fleißer dieses stilisierte pantomimische Zähmungsritual in einer kurzen, *Kameraden* betitelten Erzählung aus den zwanziger Jahren. Aber in den paar Zeilen vollziehen sich zwei wesentliche Verwandlungen.

Die eine: Die Begegnung zwischen Mensch und Tier strukturiert sich zur Bühnenreife. »Wie Schachfiguren waren sie gegeneinander gebannt in einem beziehungsreichen Bild.« Das Leben schwingt sich auf zur Inszenierung, und ein Münchner Straßeneck wird zur Manege, ein Nachtspaziergänger zum Tierdompteur.

Die andere: Das Mädchen, vor dem sich der Dressurakt abspielt, ist nur noch Auge. »Auf einmal dachte sie nicht mehr an sich selbst, sie konnte bloß mehr schauen.« Alle Ängste, alle eben noch hitzigen Affekte werden gekühlt von der Kunst der Beobachtung.

Dieser weibliche Augenmensch aber, mit seinem Talent, die Welt als Manege zu sehen, und mit seinem hohen Forscherinteresse an der Anthropobiologie, dieser Typ von Frau ist ein Prototyp der Fleißerschen Erzählerinnen. Ihre Erzählsituation wiederholt sich: Ein weibliches Wesen, das sich als gejagte Beute sieht, wird seinerseits zur Jägerin. Es liegt auf der Lauer nach dem »beziehungsreichen Bild«, nach der erkenntnisreichen Szene.